

Gnade sei mit Euch und Friede, von Gott unserem Vater und dem Herrn Jesus Christus!

Liebe Gemeinde!

„Wenn es regnet, ist die Straße naß.“ Dieser Satz trifft zu, oft jedenfalls, wenn nicht noch irgendwelche Zusatzbedingungen oder Einschränkungen hinzukommen. „Wenn die Straße naß ist, hat es geregnet.“ So herum ist die Sache schwierig. Das kann man nicht so einfach sagen: Mir fallen auf der Stelle mindestens drei andere Gründe ein, auf die eine nasse Fahrbahn zurückgeführt werden könnte, und Ihnen sicher auch. Wir könnten uns jetzt im Kirchenkafe anders zusammensetzen und gemeinsam überlegen; ich bin sicher, in kürzester Zeit hätten wir eine umfangreiche Liste beisammen.

Man kann aus zutreffenden Beobachtungen und richtigen Erkenntnissen falsche Schlüsse ziehen. Das (alte) Beispiel von eben ist dafür vielleicht ein bißchen zu einfach. Natürlich, es ist doch klar, daß man aus einer Wirkung nicht zwingend auf ihre Ursache schließen kann. Das ist schlicht logisch. Andere Fälle, in denen aus richtigen Erkenntnissen falsche Schlüsse gezogen werden, sind komplizierter. Manche stehen sogar in der Bibel, etwa im Buch Jesaja: „Wer mißt die Wasser mit der hohlen Hand, und wer bestimmt des Himmels Weite mit der Spanne und faßt den Staub der Erde mit dem Maß und wiegt die Berge mit einem Gewicht und die Hügel mit einer Waage? Wer bestimmt den Geist des Herrn, und welcher Ratgeber unterweist ihn? Wen fragt er um Rat, der ihm Einsicht gebe und lehre ihn den Weg des Rechts und lehre ihn Erkenntnis und weise ihm den Weg des Verstandes? Siehe, die Völker sind geachtet wie ein Tropfen am Eimer und wie ein Sandkorn auf der Waage. Siehe, die Inseln sind wie ein Stäublein. Der Libanon wäre zu wenig zum Feuer und seine Tiere zu wenig zum Brandopfer. Alle Völker sind vor ihm wie nichts und gelten ihm als nichtig und eitel. Mit wem wollt ihr denn Gott vergleichen? Oder was für ein Abbild wollt ihr von ihm machen? Der Meister gießt ein Bild, und der Goldschmied vergoldet's und macht silberne Ketten daran. Wer aber zu arm ist für eine solche Gabe, der wählt ein Holz, das nicht fault, und sucht einen klugen Meister dazu, ein Bild zu fertigen, das nicht wackelt. Wißt ihr denn nicht? Hört ihr denn nicht? Ist's euch nicht von Anfang an verkündigt? Habt ihr's nicht gelernt von Anbeginn der Erde? Er thront über dem Kreis der Erde, und die darauf wohnen, sind wie Heuschrecken; er spannt den Himmel aus wie einen Schleier und breitet ihn aus wie ein Zelt, in dem man wohnt; er gibt die Fürsten preis, daß sie nichts sind, und die Richter auf Erden macht er zunichte: Kaum sind sie gepflanzt, kaum sind sie gesät, kaum hat ihr Stamm eine Wurzel in der Erde, da läßt er einen Wind unter sie wehen, daß sie verdorren, und ein Wirbelsturm führt

sie weg wie Spreu. Mit wem wollt ihr mich also vergleichen, dem ich gleich sei? spricht der Heilige.

Eine sehr große und sehr bunte Szenerie wird hier entworfen. Bilder der Erhabenheit und Größe stehen neben solchen der Geringschätzung und Abwertung, und auch Zerr- und Spottbilder tauchen auf. Hier die Majestät des Schöpfergottes: das Meer in seiner Weite, die Berge in ihrer Massivität, der Himmel in seiner endlosen Tiefe; großartig, begeisternd, beängstigend alle drei. Aber sie sind doch nur Zutaten in den Händen des Schöpfers, der abmißt, wiegt und zuschneidet, vor allem aber: der darüber thront. Atemberaubend, erhaben. Daneben aber, in einer Ecke, ein rostiger Eimer, Staub, Dreck, wimmelndes Kleingetier – und dort, in der anderen, lächerliches menschliches Schnitzwerk, Kasperlfiguren aus möglichst beständigem Holz, mit Blech beschlagen und kostümiert, mehr oder weniger wackelig, je nachdem.

Wie paßt das alles zusammen? Das Bild ist ein Bild der Gegensätze, weil es verschiedene Bilder sind, die sich hier ineinander und übereinander schieben, wie in einer Collage oder in einem Diorama. Ich könnte auch sagen: Viele Stimmen sprechen hier gleichzeitig, miteinander, im Chor, aber auch gegeneinander.

Am Anfang steht das Staunen, das Staunen vor dem Erhabenen. Ich kann das gut nachvollziehen, Sie vielleicht auch: Sie stehen am Ufer des Meeres, der Wind bläst, und vor Ihnen öffnet sich die endlose Fläche bis zum Horizont. Sie stehen auf einem Berg, und ringsum erhebt sich die Kulisse weiterer Gipfelketten, schneebedeckt, eine hinter der anderen, im bläulichen Dunst verschwimmend; dazwischen die weiten Räume in den Tälern... Sie gehen über ein Feld in der Nacht, und über Ihnen spannt sich wie ein Gewölbe der Sternenhimmel; Sie ahnen seine Tiefe in Entfernungen, die jenseits alles Vorstellbaren liegen... Mich läßt das erschauern und Ehrfurcht empfinden. Ich spüre das meistens hier, im Brustkorb, in der Lunge. Sie fühlt sich dann auf eine merkwürdige Art gleichzeitig weit und eng an. All das ist so groß, so großartig – wie großartig muß dann erst derjenige sein, der dahintersteht, der darübersteht, der all das geschaffen hat. Er muß so groß sein, daß neben ihm kein Platz ist für andere. Und deswegen wirkt es, das sagt eine weitere Stimme, so erbärmlich und lächerlich, wenn man anstatt seiner selbstgemachte Bilder verehrt. Er, Gott, hat die großartige Welt gemacht – wie absurd ist da der Versuch von Menschen, Gott zu „machen“. Eine dritte Stimme führt den Gedanken wieder in eine andere Richtung weiter. Sie versucht, aus Gottes Perspektive auf die Welt zu blicken: Von einem hohen Berg aus sehen die Häuser im Tal schon recht winzig aus. Wenn ich nun noch höher steige, in den Himmel, über den Himmel hinaus, was bleibt da von den Völkern und Menschen? Nichts. Sie sind Staubkörner,

fallen nicht ins Gewicht, kleine Krabbeltiere – mit einem guten Fernrohr betrachtet. Weit, sehr weit weg von Gott und seinen Gedanken: die Völker, ein Tropfen am Eimer.

Ich glaube, hier ist der Punkt erreicht, wo aus der richtigen Erkenntnis die falschen Schlüsse gezogen werden. Die Völker bloß Staub, ein Tropfen am Eimer, die einzelnen Menschen nur Geziefer? Das ist doch eher die Art, wie Despoten ihre Völker zu betrachten pflegen. Das ist die Art, wie die Kleptokraten in Tunesien, Libyen, Ägypten, Jemen, Syrien und an vielen anderen Orten sich die Welt vorstellen. Sie selbst sind in der Rolle dessen, der da thront, weit, weit weg über dem gewöhnlichen Gewusel. Die anderen, die da unten, sind ein Tropfen am Eimer – aber manchmal ist es der Tropfen, der das Faß zum Überlaufen bringt. Wir sehen es gerade in der ganzen arabischen Welt: Die Menschen wollen sich nicht länger mit der Rolle der Heuschrecken abfinden, in die sie gedrängt worden waren. Bilder werden zerrissen und Statuen fangen an zu wanken, wieder einmal. Ich bin sicher, auch Ben Ali in Tunesien hatte kundige Handwerker beauftragt, Standbilder von sich zu machen, die nicht wackeln – und nun sind sie gefallen, über Nacht, und entlarven sich als das, was sie schon immer waren: Kasperlfiguren. Es sind die Völker, die sie gestürzt haben. Die Sandkörner auf der Waage sind Sandkörner im Getriebe geworden. Ich stehe staunend daneben und hoffe, daß ihre Zukunft nicht wieder in der Rolle der Heuschrecken liegen wird.

Nein, wir Menschen sind nicht bloß Heuschrecken aus der Perspektive Gottes. Seine Sichtweise ist nicht die der Despoten. „Woher willst du das denn wissen?“, so werden mich die Verfasser der entsprechenden Stellen unseres Textes fragen. Ich kann ihnen mit ihren eigenen Worten antworten: „Wißt ihr denn nicht? Hört ihr denn nicht? Ist’s euch nicht von Anfang an verkündigt? Habt ihr’s nicht gelernt von Anbeginn der Erde?“ Dort steht es doch geschrieben. „Mit wem wollt ihr Gott vergleichen und welches Abbild wollt ihr von ihm machen?“, fragt unser Text. Die Antwort hat Gott selbst längst gegeben, durch eben sein Wirken als Schöpfer, durch sein Werk, das dieses Staunen hervorruft, von dem die Rede war. Gott zeigt seine Majestät und Größe nicht nur in der Weite des Himmelszelts, im Bändigen der Meeresflut und im Auftürmen der Berge, sondern auch darin, daß er – den Menschen erschafft, „ein Bild, das uns gleich sei“. Es ist das gleiche, seltene, hebräische Wort *ḍmut* (דמּוּת), Ähnlichkeit, das hier gebraucht wird. Ich selbst, jeder Mensch in seiner heuschreckenhaften Winzigkeit ist Teil des Schöpfungswerkes Gottes, dieses atemberaubenden, dieses großartigen Werkes. Und nicht nur das: er ist ein besonderer Teil, der, in dem Gott sich selbst abbildet.

Das ist eigentlich unerhört. Und es ist großartig, denn es befreit. Es befreit mich von dem Zwang, mir Bilder machen zu müssen, die auf Sockel gestellt und angebetet werden sollen,

seien es Revolutionsführer, Märtyrer oder Politiker. Ich, Abbild Gottes, bin frei. Und es befreit mich von dem Zwang, mich selbst zum Bild machen zu müssen. Es befreit mich von dem Druck, mich selbst auf einen Sockel zu stellen, zu stilisieren, allen zu zeigen, wie toll und kompetent ich bin. Ich spüre diesen Druck. Ich spüre den Druck, ein Bild von mir selbst zu schnitzen, möglichst mit Gold beschlagen und mit Silberketten behängt, und es soll tunlichst nicht wackeln. Und ich weiß, daß mir das nicht gelingen kann. Es braucht nicht viel, womöglich noch weniger als bei den Kolossalstatuen in Tunesien und Ägypten, um dieses Selbstbild rissig und wackelig werden zu lassen und umzustürzen. Aber ich weiß auch, daß Gott mich kennt, weil ich sein Bild trage, so, wie ich tatsächlich bin. Er kennt Sie, er kennt mich, er kennt jede und jeden von denen, die letzte Woche in dem verunglückten Zug in Sachsen-Anhalt saßen. Er kennt jede und jede von denen, die an diesem Abend einen lieben Menschen verloren haben. Er kennt jede und jeden auf dem Tahrir-Platz in Kairo. Und er kennt jede und jeden an den Orten, auf die sich unsere Aufmerksamkeit gerade nicht richtet. Darin ist Gott noch größer, noch viel größer, als es die Verfasser unseres Textes gedacht haben, darin, daß er mich Heuschrecke kennt und ernstnimmt. Manchmal kann man auch aus falschen Schlüssen zu richtigen Erkenntnissen kommen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.